

Carolina Setterwall

Betreff: Falls ich sterbe

*Aus dem Schwedischen
von Susanne Dahmann*

Kiepenheuer
& Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der *Verlag Kiepenheuer & Witsch* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

Titel der Originalausgabe: *Låt oss hoppas på det bästa*

© Carolina Setterwall 2018

Published by Agreement with Ahlander Agency

All rights reserved

Aus dem Schwedischen von Susanne Dahmann

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung und -motiv: © Nurten Zeren, zerendesign.com

Gesetzt aus der Whitman

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05260-2

Mai 2014

Als die Mail ankommt, sitze ich auf dem Sofa und stille. Das ist im Grunde das Einzige, was ich derzeit tue. Stillen, dann so regungslos wie möglich mit meinem schlafenden Sohn auf dem Arm dasitzen, außer mir vor Angst, dass er aufwachen und wieder anfangen könnte zu schreien. Dann noch ein bisschen stillen, wieder regungslos dasitzen, versuchen, das schlafende Kind abzulegen, um zu duschen oder etwas zu essen. Scheitern, wieder zum Sofa zurück, stillen. Tagein, tagaus. Als die Mail ankommt, ist Ivan knapp drei Monate alt. Du arbeitest wieder in einem deiner vielen Jobs, ich habe keine Ahnung, in welchem, denn du erzählst selten davon. Produktionsunternehmen von Werbefilmen oder freiberufliche Regisseure in derselben Branche beauftragen dich wegen deiner technischen Kompetenz. Wenn ich mich erkundige, wie dein Tag war, dann sagst du, so uninteressant, dass ich es nicht würde wissen wollen. Früher habe ich insistiert, doch jetzt nicht mehr. Du sollst selbst entscheiden, ob du über deine Arbeit sprechen willst oder nicht.

Ich für meinen Teil stille. Wenn du auf dem Nachhauseweg bist, schickst du mir eine SMS und fragst, was du zum Abendessen einkaufen sollst, inzwischen kümmerst du dich um die meisten Dinge hier zu Hause. Arbeiten, einkaufen, Essen kochen, putzen, mit unserer Katze spielen, die seit der Ankunft von Ivan vernachlässigt wird. Ich stille und stille. Und dann, eines Donnerstags Anfang Mai, kurz nach ein Uhr mittags, bekomme ich eine Mail von dir.

Von: Aksel
An: Carolina
8. Mai 2014, 13:05 Uhr
Betreff: Falls ich sterbe

Gut zu wissen, falls ich mal den Löffel abgebe:
Mein Computerpasswort ist: ivan2014
Eine ausführliche Liste befindet sich im Dokument
Falls ich sterbe.rtf
Hoffen wir das Beste!
LG Aksel

Ich lese die Mail dreimal hintereinander. Erst verstehe ich sie nicht, dann lese ich sie wieder und werde nervös. Beim dritten Lesen werde ich wütend. Das ist so typisch für dich. Niemand ist so krass und unsentimental, an der Grenze zum zwanghaft Nüchternen wie du. Du mit deinem extrem trockenen Tonfall in Mails und SMS. Du mit deinen ewigen Back-ups von Computern und Telefonen. Du mit deinen Passwörtern, die du regelmäßig änderst und die immer kleingeschriebene Buchstaben und Versalien enthalten und Ziffern und Sonderzeichen. Du, der erzählt hat, dass er nicht begraben werden will, wenn er stirbt, stattdessen soll man dich irgendwo in den Wind streuen, sodass niemand sich verpflichtet fühlt, mit Blumen und Kerzen irgendwo hinzufahren. Niemand anders als du würde eine solche Mail schicken, mitten am Tag, während der Arbeit, an seine stillende Lebensgefährtin zu Hause auf dem Sofa. Aber du hast es getan.

Ich antworte nicht. Am Abend, beim Essen, frage ich dich, was das denn sollte, und du sagst, dass es ein spontaner Einfall gewesen sei, dass man nie ausreichend vorbereitet sein könne. Dass es aber gut für mich zu wissen sei, für den Fall, dass etwas passieren würde. Mit dieser Antwort hatte ich gerechnet. Dann sprechen wir nie wieder über diese Mail.

2009–2014

Oktober 2014

Es ist ein Sonntag im Oktober. Wir sind müde und nicht sonderlich nett zueinander. Ich habe zu wenig geschlafen, denn Ivan hat sich durch eine weitere Nacht getrunken. Es gelingt mir nicht, zwischen diesem ständigen Gewecktwerden wieder einzuschlafen, und wenn man bedenkt, dass Ivan bald acht Monate alt wird, sehe ich da auch keinen Silberstreif am Horizont. Ich bin ständig müde. Heute bin ich wütend und tue mir selbst leid. Du bist gestresst und versuchst, dein Arbeitspensum zu schaffen. Du hast deinen Auftraggebern noch nicht erzählt, dass du in nur einer Woche in Elternteilzeit gehen wirst. Darüber streiten wir oft. Ich will, dass du die Belastung runterfährst, damit du unser Leben, unser Kind, unsere Welt bewältigst. Du willst das nicht. Oder du sagst, dass du es willst, dass es aber nicht geht. Für Freiberufler geht das eben nicht so, erklärst du. Du hast dir über lange Zeit einen Kundenkreis aufgebaut, und wenn du ein halbes Jahr oder länger für einen deiner Auftraggeber verschwindest, dann bist du weg vom Fenster. Ausgetauscht. Du bist auch müde. Wenn du dich entspannst, siehst du traurig aus. Du schaffst es nicht, an die Zeit zu denken, die bald anfangen wird, in der du halbe Tage zu Hause mit Ivan verbringen und den Rest des Tages arbeiten wirst. Ich bin auch gestresst. Sauer. Besorgt. Es läuft mit unserer Familie nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Du sagst, ich hätte schließlich gewusst, worauf ich mich einlasse, als ich beschloss, mit dir Kinder zu

haben. Ich sage, ich hätte gehofft, dass es anders werden würde. Keiner von uns möchte den anderen traurig machen. In letzter Zeit scheint das eine immer unmöglichere Aufgabe zu werden. Doch wir kämpfen weiter.

Vor drei Wochen sind wir umgezogen, ein Umzug, den wir eigentlich nicht schaffen konnten, aber trotzdem gestemmt haben. Nachts, während der kurzen Phasen, in denen Ivan allein geschlafen hat, haben wir gepackt. Wir packten schweigend, fanden keine Themen, die nicht wehtaten oder in einen Streit mündeten. Auf dieselbe Art zogen wir um. Inzwischen haben wir fast geschafft, alles auszu packen. Heute müssen wir eine Pause machen, denn unser Auto schwächelt. Wir müssen zu deinen Eltern fahren, damit dein Vater es sich anschaut. Wir packen Ivan in den Babysitz hinten, du sitzt neben ihm, ich fahre. Ich kann nicht anders, ich muss zum hundertsten Mal in einem heiteren Ton, den mir niemand mehr abnimmt, darauf hinweisen, dass es sehr schön wäre, wenn wir beide einen Führerschein besäßen. Du beißt die Zähne zusammen und sagst, dass du es bald angehen wirst. Ich erspare mir die Frage, wann, denn ich kann heute nicht schon wieder streiten. Ich habe schon wegen des Kommentars ein schlechtes Gewissen. Wir schweigen. Ivan ist guter Dinge, und du beschäftigst ihn mit Geräuschen und Spielsachen, damit es dabei bleibt. Ich werde zu einer schlechten Autofahrerin, wenn Ivan weint, und niemand kann ihn so zum Lachen bringen wie du. Als ich euch auf dem Rücksitz spielen höre und wir die Straße erreichen, die uns nach Vendelsö bringt, und wir uns dem Haus deiner Eltern nähern, denke ich, dass ich meine Familie doch wirklich liebe. Wir haben es gerade einfach ein bisschen schwer.

Du hilfst deinem Vater, das Auto zu reparieren. Ich trinke

Tee mit deiner Mutter. Sie verhört mich diskret und respektvoll, will wissen, wie es uns geht. Ich antworte, weniger diskret, aber doch respektvoll, dass es gerade ein bisschen viel ist. Wir schlafen nicht viel, und du hast Stress. Der Umzug war anstrengend, und Ivan hat Alpträume und will nachts ständig trinken. Wir schaffen es nicht, sonderlich viel zu fühlen, sage ich, aber das ist eine Lüge.

Dein großer Bruder kommt vor das Haus gefahren. Er hat seinen Besuch nicht angekündigt, und ich sehe durch das Küchenfenster, wie erstaunt ihr beide seid, euch heute zu sehen. Ihr lacht, als ihr euch umarmt. Er schlägt dir mit der Hand auf den Rücken, es sieht aus, als würdest du in seiner Umarmung verschwinden. Er war schon immer so viel umfänglicher als du. Kleiner, aber breiter und stärker. Du strahlst, als er auf dem Weg ins Haus etwas sagt, was dich zum Lachen bringt. Du gehst rasch die Treppe hinauf, du hast es eilig, in die Küche zu kommen, möchtest ihm Ivan zeigen. Dein großer Bruder hat Ivan bisher erst einmal gesehen. Es hat einfach nie gepasst, in der letzten Zeit waren alle so beschäftigt. Er lacht fröhlich und sagt, Ivan sei groß geworden und dir sehr ähnlich. Er nennt dich »kleiner Bruder«. Trinkt seinen Kaffee in großen Schlucken. Du nimmst ein Glas Cola. Dann geht ihr zurück zum Auto und zu eurem Vater. Ich gehe ein Stück mit über den Hof. Ivan sitzt in der Trage vor meinem Bauch, ich fische das Handy aus der Tasche und mache ein Foto von euch, wie ihr da neben unserem Auto steht. Irgendwas ist mit den Scheibenwischern nicht in Ordnung. Es gelingt euch nicht, sie zu reparieren. Auf dem Bild steht ihr zusammen mit dem Rücken zur Kamera, einer von euch kratzt sich am Kopf. Zwei Brüder und ein Vater, die sich zum letzten Mal im Leben sehen, aber das wisst ihr noch nicht.

April 2009

Es ist der 30. April 2009 und ich fahre heute Abend zu einem Walpurgisfest in einem alten Schulgebäude auf Adelsö, das einige meiner Freunde gemietet und zu ihrem Sommerparadies umfunktioniert haben. Ihre Feste sind immer lustig. Sie laden mehrere Hundert Leute ein, und wem es gelingt, sich rechtzeitig ein Ticket zu sichern, der bekommt noch die Busfahrt dazu. In der nach Holz duftenden Aula der Schule mit hoher Decke und knarrendem Fußboden verkaufen sie Bier und Wein zum Selbstkostenpreis. Weil es Musiker und Kulturmenschen sind, gibt es auf den Festen meist Liveauftritte von Bands, die ich mag. Es ist das vierte oder fünfte Mal, dass ich zu einem Fest dorthin fahren werde. Ich freue mich.

Ich bin 30 Jahre alt und habe immer noch keine Ordnung in mein Liebesleben gebracht. Vor einigen Tagen habe ich eine kurze Affäre mit einem Mann aus Norrland beendet, von dem ich eine Weile dachte, er könnte der Richtige sein, aber schnell erkennen musste, dass er das nicht war. Ich habe es so gemacht wie immer. Habe mich schriftlich herausgeschlängelt, eine Mail, die sagte, dass es absolut nicht sein Fehler sei, sondern dass ich gerade einfach nicht an der richtigen Stelle im Leben wäre. Ich weiß nicht, warum es mir immer so schwerfällt, Nein zu sagen. Der Gedanke, jemanden zu verletzen, versetzt mich in Panik, und ich bilde mir ein, dass ich dem Betroffenen nicht nur ein paar Tage oder Wochen verderbe, sondern ihm auch sein Selbstwert-

gefühl und seine Lebensfreude nehme. In dem Moment, in dem ich, um nicht etwas weiterzuführen, was mir Panik bereitet, eine Beziehung beende, empfinde ich so viel Schuld, dass ich schon oft viel zu lange geblieben bin. Da ich sowohl mir als auch meiner Therapeutin versprochen habe, damit aufzuhören, mache ich schneller Schluss als früher. Aber mit derselben Panik. Und jetzt habe ich es wieder getan.

Diesmal lief es ziemlich gut. Vermutlich, weil wir uns erst ein paar Wochen kannten, und vielleicht, weil auch er nicht sonderlich in mich verliebt war. Es lief tatsächlich so gut, dass er beschloss, sein Ticket zum Fest, das er nur gekauft hatte, weil ich unbedingt wollte, dass er mich begleitet, zu behalten und trotzdem hinzufahren. Mit mir als einer Freundin. Als ein Freund.

Es belastet mich, als ich ihn im Bus sehe, aber ich begrüße und umarme ihn und tue so, als wäre alles normal. Als fühlte ich mich nicht schuldig. Eine freie Frau, die weiß, was sie will. Die Wahrheit ist natürlich, dass ich das überhaupt nicht weiß. Schon lange nicht. Der diffuse Wunsch, nicht weiter rumzulungern und stattdessen mal jemanden zu finden, mit dem es sich richtig anfühlt, hat in der Praxis bisher nicht zum Erfolg geführt. In dieser Hinsicht herrscht jetzt schon einige Jahre Chaos. Aber das muss der Norrländer nicht mehr erfahren. Wir werden sowieso nicht zusammenleben. Im Bus trinke ich Wein, und je leerer das Glas wird und je mehr Kilometer zwischen mir und Stockholm liegen, desto besser fühlt es sich an. Alles ist zumindest ungefähr so, wie es sein sollte.

Ich tanze und tanze, und die Füße wollen nicht aufhören. Der Mund will nicht aufhören, Wein zu trinken. Ich klettere auf die Fensterbank in der alten Volksschulaula, stehe dort allein und tanze und genieße, unnahbar zu sein, während

sich gleichzeitig die Blicke auf mich richten. Ich bin bei meinen Freunden bekannt dafür, dass ich immer irgendwo hinaufklettere, auf Möbel, Theken, Stühle, Lautsprecher, Bühnen und Fensterbretter, und tanze. Am liebsten allein. Es ist zu einer Art Thema geworden. So auch heute Abend. Ich wechsele zwischen der Tanzfläche, dem hohen Fenster und der DJ-Kanzel hin und her, wo ich mit meinen Freunden herumblödele, die Platten auflegen. Pinkele im Wald draußen, weil die Schlange vor den Toiletten zu lang ist. Ab und zu sehe ich ihn in der Menschenmenge, und jedes Mal schaut er mich direkt an. Er nickt und grüßt, aber sein Blick ist traurig. Meine Freunde nennen ihn den Hundeblick. Ich lache. Wir sind gemein, aber es ist mir egal. Ich will tanzen und ich bin betrunken und alles ist, wie es sein sollte.

Und dann, plötzlich, stehst du da. Ich habe dich bisher noch nicht gesehen, du kannst nicht im selben Bus wie ich hierhergekommen sein. Dein Freund, ein Bekannter von mir, sagt, er wolle mich jemandem vorstellen, der »mich liebt«. Und da stehst du. Und grinst. Lang und klapprig bist du, mit einem dreieckigen Lächeln. Wie ein Cowboy in einem alten Film lächelst du. Schräg und schief und breit und unverstellt. Es erstreckt sich über dein ganzes Gesicht. Ich denke, du könntest eine superschöne Karikatur abgeben, eine, die einen fröhlich macht. Du trägst eine Mütze. Ich muss den Kopf in den Nacken legen, um dich anzusehen. Du hast nicht gehört, mit welchen Worten unser gemeinsamer Freund dich vorgestellt hat, aber das macht nichts. Du wirkst nicht so, als hätte dich das gestört.

Wenn ich betrunken bin, habe ich die schlechte Angewohnheit, das Kommando zu übernehmen. Wie eine Art Schutz vor der Gefahr, abgelehnt zu werden, ergreife ich

die Möglichkeit, die sich bietet, und heute Abend bist du es. Ich habe mich entschieden, denn ich finde, du bist attraktiv. Lang und schief und dann dieses Lächeln. Deine Augen sind gigantisch. Es würde bestimmt Spaß machen, dich zu malen. Ich nehme deine Hand, ohne dass du protestierst, und gehe mit dir auf den Hof hinaus. Es ist immer noch hell draußen, es kann nicht später als neun sein, aber wer schert sich schon um solche weltlichen Sachen, du und ich zumindest nicht. Im Licht sehe ich, dass deine Augen fast unnatürlich blau sind. Ich denke, dass ich dich fragen muss, ob du Linsen trägst. Aber noch nicht.

Auf dem Hof werden aus einem Häuschen, das einmal ein Schweinestall war, Würstchen verkauft. Wir stellen uns in die Schlange, und du hältst meine Hand fest umschlossen. Siehst aus, als würdest du mich auf Kommando küssen. Ich halte mich zurück. Frage, wie alt du bist, und du sagst, 28. Ich bin erleichtert, dachte schon, du wärest viel jünger. Ich frage, was du arbeitest, und du sagst, Medien. Ich bereite mich darauf vor, deine Reaktion zu analysieren, wenn ich sage, dass ich in der Musikbranche arbeite, mit großen Musikevents, aber du fragst nicht. Du scheinst dich weder für mein Alter noch für meinen Beruf zu interessieren. Du siehst aus, als würdest du gern mit mir knutschen, und dein Lächeln ist ansteckend, und ich beschliesse, dass das genügt. Ich ziehe dich aus der Würstchenschlange weg, wir gehen hinter das Schulgebäude und kommen zu einer Birke auf einer kleinen Wiese. Vor nur einer Stunde habe ich in der Nähe gepinkelt. Im Gebäude hinter uns dröhnen die Bässe der Musik. Ich küsse dich. Oder du küsst mich.

Ich küsse dich und du küsst mich und deine Hände halten mein Gesicht und ich liebe es. Ich liebe es, wie du küsst, und ich liebe deine Hände und ich liebe, dass du groß bist, und

ich liebe diesen schiefen Mund, den du hast, der nie aufhören kann zu grinsen, nicht einmal, wenn du knutschst. Wir drücken uns wie Teenager aneinander, und als du dich an mich drückst und mich an die Birke, wird mein Pullover auf dem Rücken von der Borke vollgekrümelt. Wäre ich etwas graziler, würde ich mich mit den Beinen um dich klammern, aber daraus wird nichts. Stattdessen stehen wir aneinander und an die Birke gepresst, wie zwei überreizte Vierzehnjährige.

Ich sage zu dir, dass wir damit weitermachen sollten, aber vielleicht nicht zwischen all den Menschen. Ich sage, dass es da jemanden gibt, der traurig ist, und ich weiß nicht, ob ich das sage, um anzugeben, oder weil ich rücksichtsvoll bin oder weil ich in deinen Augen rücksichtsvoll erscheinen möchte. Alles ist verschwommen, geschieht impulsiv. Wir verbringen den Abend damit, mit unseren Freunden zu tanzen und dann rauszurennen und uns bei der Birke zu treffen und zu knutschen. Immer intensiver, je länger der Abend geht. Bei einer Gelegenheit tauschen wir Telefonnummern aus. Das vereinfacht den Prozess der Entscheidung, wann es an der Zeit für ein neuerliches Treffen an der Birke ist.

Um ein Uhr ist das Fest zu Ende, und zwei Busse karren alle Gäste wieder nach Hause nach Stockholm. Wir sitzen ganz vorn in einem von ihnen, ich habe mich vergewissert, dass Hundeblick im anderen sitzt, und kann mir deshalb erlauben, dich in der Dunkelheit hemmungslos zu küssen. Weiter hinten albern Menschen herum. Zwischen den Küssen zwingst du mich, in einem deiner Kopfhörer AC/DC zu hören. Ich sage, dass ich die nicht besonders gut finde, und erwähne in möglichst blasierem Ton, dass ich ein paarmal mit ihnen gearbeitet habe. Die Information scheint dich nicht zu beeindrucken, und du sagst, doch, hör mal dies und

hör mal das, und dann küsst du mich wieder. Hebst mich hoch und setzt mich auf deinen Schoß. Ich liebe es, dass du mich hochhebst, und ich liebe es, auf deinem Schoß zu sitzen. Endlich rittlings.

Als der Bus eine Stunde später am Medborgarplatsen ankommt, habe ich auf Kinn und Wangen rote Flecken von deinen Bartstopplern. Es ist lange her, dass ich so rumgeknutscht habe. Wir steigen aus dem Bus, und du willst mit zu mir nach Hause. Das darfst du nicht. Du fragst noch mal und bekommst noch ein Nein. Du schlägst vor, dass ich stattdessen mit zu dir nach Hause gehe. Hör auf, sagst du, ich will mit dir die Nacht verbringen. Nein, sage ich, ich will alleine schlafen. Ich glaube, ich möchte nicht als eine Person erscheinen, die gleich am ersten Abend mit jemandem schläft. Wenn wir zusammen nach Hause gegangen wären, dann wäre das passiert. Ich will nicht, dass es passiert. Ich will, dass es passiert. Ich will, dass es eine Fortsetzung gibt. Wir trennen uns. Ich sehe, wie dein Kopf im Takt der Musik wippt, während dein Rücken die Folkungagatan hinauf verschwindet. Ehe ich einschlafe, kriege ich eine SMS von dir. Du sagst, ich sei hübsch, und du willst mich wiedersehen.

Oktober 2014

Es ist halb sieben Uhr, als ich neben Ivan aufwache und feststelle, dass wir ziemlich gut geschlafen haben. Alles ist relativ, aber in unserer Welt ist das ziemlich gut. Ivan, der bald neun Monate alt wird und ein eigenes Zimmer bekommen hat, als wir vor drei Wochen in die neue Wohnung eingezogen sind, hat so etwas wie Angst vor der Nacht entwickelt. Und will jede Nacht zwischen drei- und sechsmal trinken. Also endet es meist so, dass ich auf einer Matratze in seinem Zimmer schlafe, obwohl die Idee natürlich war, dass wir, du und ich, unsere Nächte wieder für uns haben. Nachdem ich ihn gestern zwischen zehn und elf beruhigt und versucht habe, ihn zu trösten, um dann mit dem Stillen anzufangen, was kein Ende nehmen wollte, habe ich dir, der in der Küche saß und gearbeitet hat, eine SMS geschrieben. Ich habe geschrieben, dass ich diesen Abend wieder bei Ivan bleiben würde, und du hast Okay und Gute Nacht geantwortet. Nicht viel später habe ich gehört, wie du zwischen Badezimmer und Wohnzimmer unterwegs warst. Du hast alle Lichter ausgemacht, dir die Zähne geputzt und bist dann auch ins Bett gegangen.

Ich bin nicht sofort eingeschlafen, sondern habe noch auf dem Handy im Internet Informationen über »Angst vor der Nacht bei Babys« gesucht und den Kinderarztgeber, Zeitungsartikel und Threads in einschlägigen Foren überflogen. Nachdem ich eine Reihe Artikel gelesen und gründlich darüber nachgegrübelt habe, ob Ivan denn überhaupt

Nachtangst haben kann – das scheint meist mehr bei älteren Kindern vorzukommen –, bin ich mir sicher. Ivan hat Nachtangst, deshalb ist er nachts nicht zu trösten. Es geschieht immer eine knappe Stunde, nachdem er eingeschlafen ist, so steht es auch in den Beschreibungen, die ich im Netz gefunden habe. Ich habe einen Screenshot von einem der Berichte gemacht und dir noch einmal eine SMS geschickt. Ich glaube, Ivan hat Nachtangst, sieh mal, schrieb ich und schickte das Bild. Du hast nicht geantwortet. In deinem Schlafzimmer war es still. Ich dachte, dass du vielleicht eingeschlafen bist oder liest und keine Lust hast zu antworten. Kurz darauf schlief auch ich.

Als wir wach werden, fühle ich mich fast ausgeruht. Die Katze hat nicht vor Ivans Zimmertür gejault, wie sie es manchmal tut, und Ivan hat nach dem Ausbruch vor Mitternacht nur zweimal getrunken. Er ist gut drauf und auf bestem Wege, von unserer Matratze auf dem Fußboden zur Tür zu krabbeln, um sich auf Abenteuer tour durch die Wohnung zu begeben. Ich nehme ihn hoch und sage, jetzt gehen wir und wecken Papa. Als wir die Tür aufmachen, begegnet uns die Katze und lässt sich ein Weilchen streicheln, sie wirkt auch verpennt, und dann gehen wir weiter zum Schlafzimmer, wo du liegst.

Ich setze Ivan aufs Bett, damit er zu dir krabbeln kann und er das Erste ist, was du siehst, wenn du die Augen aufschlägst. Guten Morgen, Papa, sage ich in diesem Ton, den ich benutze, wenn ich mit Ivan rede, aber meine Worte eigentlich an einen anderen Erwachsenen richte. Meist an dich. Ivan will gerade loskrabbeln, als ich sehe, dass etwas nicht stimmt. Du liegst auf eine Weise da, wie du es sonst nie tust, wenn du schläfst. Verdreht und krumm, in vorgekippter Seitenlage, dein Gesicht ins Kissen gedrückt.

Irgendetwas ist mit deiner Hautfarbe. Sie ist heller als sonst. Leblos.

Ich wage kaum, deinen Knöchel zu berühren, der am Fußende, wo ich stehe, unter der Decke herausragt. Ich tue es trotzdem. Er ist kühl. Hell. Stumm an meinen Fingern. Es fließt kein Blut darin. Du bist nicht mehr da. Du bist tot.

Jetzt geschieht alles im Reflex. Ich nehme Ivan hoch und halte ihn mit dem einen Arm, während mein Kopf sich gleichzeitig aus allen Gefühlen auskoppelt und ich anfangs, rational zu agieren, so wie nie zuvor. Ich wähle die Nummer der Notrufzentrale, und als eine Frau rangeht, erkläre ich in einem Atemzug, was passiert ist, wie ich heiße, wie du heißt, wo wir wohnen und wie der Code für die Haustür unten lautet. Sie müssen schnell kommen, sofort, ich kann nicht länger hierbleiben, sage ich schließlich. Ivan streckt sich zum Bett, und ich halte ihn fest, ein bisschen zu fest, auf meiner Hüfte.

Die Frau am Telefon bittet mich, langsamer zu reden und deinen Puls am Hals zu fühlen, und ich sage, das sei nicht nötig, mache es aber trotzdem. Mit Ivan auf der Hüfte und dem Telefon zwischen Schulter und Ohr suche ich mit meiner freien Hand nach dem Puls an deinem Hals. Er ist kühl. Er lebt nicht. Ich sage der Frau in der Leitung noch einmal, dass es nicht geht, da ist nichts, er lebt nicht.

Ich weiß nicht, warum, aber ich greife nach deiner Schulter. Drehe deinen Körper herum, obwohl ich weiß, dass du tot bist. Du bist schwer, und ich verliere fast das Gleichgewicht und falle auf dich, als ich dein Gesicht nach oben drehe. Deine linke Wange hebt sich vom Kissen, und deine Haut ist hellgelb und verschrumpelt von dem Stoff, auf dem du gelegen hast. Dein eines Auge, das, was auf dem Kissen

gelegen hat, ist ein wenig offen. Dein blaues Auge ist nicht so blau wie sonst. Es ist grau und wird nie wieder mich oder unseren Sohn anschauen. Als ich das offene Auge sehe, lasse ich deine Schulter los. Dein Körper fällt in dieselbe Position zurück, aus der ich ihn eben gelöst habe. Du bist so tot, wie ein Mensch es nur sein kann, und ich vermag nicht länger in dem Zimmer zu bleiben.

Das sage ich der Frau in der Notrufzentrale, und dann lege ich auf. Lege eine Decke über Ivan und nehme die Trage mit, stecke ihn hinein, werfe mir eine Strickjacke über die Schultern. Ehe ich gehe, schliesse ich die Katze im Badezimmer ein, stelle ihr Futter und Wasser dazu. Sie darf nicht abhauen. Ich weiß, dass ich nicht die nächste Person sein werde, die diese Wohnung betritt.

Ich gehe aus der Tür. Nehme den Fahrstuhl zum Erdgeschoss, gehe auf den Hof hinaus, setze mich dort auf eine Bank. Warte auf die Ambulanz. Draußen wird es hell.

Es dauert sicher eine halbe Stunde, ehe sie kommen. Jetzt lüge ich. Es dauert ein paar Minuten, bis sie kommen, aber es fühlt sich wie eine halbe Stunde an. Die Nachbarn, die auf dem Weg zur Arbeit oder zum Kindergarten mit ihren Kindern vorbeikommen, sehen uns an, wie wir auf dem Hof sitzen, ich in Schlafanzug und Strickjacke, Ivan in der Trage mit Decke. Einer wendet den Blick ab, ein anderer nickt uns einen Gruß zu. Ich erwidere den Gruß. Mir wird klar, dass ich jemanden anrufen sollte. Ich weiß nicht, wen. Ich rufe deinen großen Bruder an. Jetzt kommt die Ambulanz.

Mai 2009

Ich werde dich niemals betrügen, sagst du und schaust mich aus zehn Zentimetern Entfernung im Bett an. Ich überlege, ob du speziell mich meinst oder ob du gerade einen allgemeinen moralischen Kompass eichst. Das ist nicht klar. So ist es oft bei dir. Du sagst etwas ohne Umschweife, eine Feststellung, die einfach klingt, aber bei mir Folgefragen auslöst, die ich nicht zu stellen wage. Ich finde das spannend. Du bist eine seltsame Person, und ich mag dich. Sehr.

Wir liegen nackt im Bett in deiner schlichten, kaum möblierten Wohnung auf der Långholmsgatan in Hornstull. Es ist entsetzlich heiß, die Fenster zeigen alle in eine Richtung, es gibt keine Möglichkeit, Durchzug zu schaffen. Keine Schatten spendenden Gardinen, fast den ganzen Tag steht die Sonne auf den Fenstern. Aber wir sind bei dir, weil du dich hier am wohlsten fühlst. Und ich bin da nicht so wählerisch. Wir sind jetzt oft hier. In deiner Wohnung, in deinem Bett, nackt.

Am Tag nach dem ersten Abend landeten wir hier nach einem weiteren Fest, das wir auch ineinander verschlungen verbrachten, diesmal unter einer Decke, auf einem Sofa, in einem Gartenlokal. Es fühlte sich unmöglich an, noch so weiterzumachen, ein Tag reichte mir, um zu beweisen, was auch immer ich beweisen wollte, und es reichte dir offensichtlich auch. Jetzt liegen wir hier, und du sagst, dass du mich niemals betrügen wirst. Ich murmele, aha, wie gut, und denke an die Male, wenn ich selbst jemanden betrogen

habe. Ich denke, dass es schwer ist, so etwas zu versprechen, finde aber, dass es eine gute Einstellung ist. Es sagt etwas über dich aus. Ich kenne dich jetzt seit zwei Wochen. Ich bin maßlos neugierig auf dich, übe mich aber in Zurückhaltung. Versuche, dir nicht mehr Fragen zu stellen, als du mir stellst. Und du fragst nicht sonderlich viel. Also halte ich mich auch zurück.

Das erste Mal, als ich in deiner Wohnung war, habe ich dich gefragt, ob du gerade erst eingezogen seist. Da waren so wenig Möbel. Ein leerer Flur, ein Wohnzimmer mit Sofa, Fernseher und einem kleinen Schreibtisch in einer Ecke. Auf dem Schreibtisch dein Computer, mit dem du arbeitest, und Post-it-Zettel mit kleinen Notizen drauf. Deine Handschrift ist schön, die Buchstaben klein, sogar die Versalien sind klein. Damals habe ich das nicht begriffen, aber die Namen auf den Zetteln gehören zu den Produktionsfirmen, die deine Kunden sind. »Backup Callboy« stand da. »Annelies Mail reparieren«. »Server Camp David«. Auf einem Post-it stand schlicht »NIE WIEDER«. Als ich fragte, was das bedeutete, antwortetest du, dass es eine Erinnerung an dich selbst sei, dir nie wieder so viel Arbeit aufzuhalsen, wie du es im Jahr zuvor getan hättest. Du hast erzählt, dass du damals fast untergegangen wärst. Rund um die Uhr gearbeitet und massenhaft an Gewicht verloren. Dem würdest du dich nie wieder aussetzen. Ich antwortete, ich weiß, wie es ist, viel zu arbeiten, und erwähnte, dass es in meinem Job oft um Abende und Nächte gehe. Darauf hast du geantwortet, dann hör auf damit, als wäre das die einfachste Sache der Welt. Als würde dich mein Job überhaupt nicht beeindrucken. Ich glaube, da habe ich mich besonders in dich verliebt.

Im Schlafzimmer: ein Bett und eine Bankpresse. Punkt. Keine Teppiche auf dem Fußboden, keine Gardinen an den Fenstern, kaum etwas an den Wänden, außer dem Druck von einem Wolkenkratzer mit einer einsamen Wolke, die in der Luft daneben hängt.

Als ich die Frage stellte, ob du gerade erst eingezogen seist, hast du die überhaupt nicht verstanden. Seit acht Jahren würdest du hier wohnen, hast du geantwortet. Für dich waren es gerade genügend Sachen. Du hast angedeutet, dass du mit zu viel Kram um dich herum aufgewachsen seist, ohne es zu wollen. Sammeln, Kram und Staub würden dich in Panik versetzen. Ich dachte, dass du vielleicht ein bisschen übertreibst, und fragte mich, ob du wohl diese Bankpresse regelmäßig benutzt. Ich fand dich ein bisschen schräg. Ich fand, das macht dich interessant.

Im Moment genügt es, dass das Bett im Prinzip dein einziges Möbelstück ist. Dort verbringen wir die Abende, die Nächte, die Vormittage und Teile der Wochenenden. Wenn wir essen müssen, gehen wir raus, wenn wir rausgehen, wandern wir viel herum. Dann legst du deinen Arm um mich, und ich liebe es, dass du groß bist. Ich fühle mich wohl mit deinem Arm um meine Taille und hoffe insgeheim, dass wir Menschen begegnen, die ich kenne, wenn wir draußen am Årstaviken entlang zwischen Skanstull, wo ich wohne, und Hornstull, wo du wohnst, herumspazieren. Ich will mit dir zusammen gesehen werden. Will, dass meine Freunde und Bekannten uns begegnen. He, wer war denn das?, sollen sie flüstern. Wie gut die beiden zusammen aussehen, sollen sie sagen. Was für ein großer und schöner Mensch, sollen sie denken. Ich bin stolz darauf, zu dir zu gehören, und auch wenn wir noch nicht darüber geredet haben, ist es genau das, was ich tue. Zu dir gehören.

Seit wir uns zum ersten Mal begegnet sind, haben wir uns ungefähr jeden zweiten Tag gesehen, und wenn wir uns nicht gesehen haben, dann haben wir über Chat und SMS einen engen Kontakt gehalten. Ich habe bereits mehrere Dinge über dich gelernt: Du telefonierst nicht gern. Du wirkst in Textnachrichten und in Wirklichkeit wie zwei unterschiedliche Personen. Wenn du schreibst, klingst du hart und willst schnell zum Punkt kommen. Wenn wir uns treffen, bist du warmherzig, fürsorglich, witzig, körperbetont und lachst gern. Du küsst gern und möchtest meine Hand halten, auch wenn wir nicht im Bett liegen. Und ja, du hast Kontaktlinsen. Sie verstärken das Hellblau deiner Augen, weil sie sehr dick sind. Ohne sie siehst du richtig schlecht. Wenn du abends allein zu Hause bist, nimmst du sie raus und setzt eine Brille auf, die du hasst, die ich aber liebe. Sie ist schief und passt wunderbar zu deinem Lächeln. Alles an dir ist ein wenig schief. Alles an dir ist sehr schön.

Wenn wir uns morgens trennen, möchtest du dich fast nie fürs nächste Mal verabreden. Bis später, sagst du, und ich wage nicht zu fragen, was du damit meinst. Du erkundigst dich nie nach meinen Plänen, und ich fühle mich aufdringlich, wenn ich dir davon erzähle. Deine zwei Gesichter faszinieren mich. Du bist komplex und paradox. Abwesend und anwesend zugleich. Du bist immer abwechselnd so nah und so weit weg. Ich denke fast die ganze Zeit, in der wir uns nicht sehen, an dich. Warte darauf, dass du dich meldest, und finde die Stunden, bis das passiert, unerträglich.

Aber du meldest dich. Du meldest dich immer. Wenn ich ein paar Stunden warte, dann kommst du bald zurück. Langsam lerne ich deinen Takt. Ich lerne, in deiner Welt zu existieren. Ich bin jetzt in dich verliebt. Zwei Wochen hat es gedauert oder zwei Tage, es ist schwer, das exakt zu sagen.

Oktober 2014

Die Ambulanz ist gekommen, und der freundliche Mann, der ausgestiegen ist, war nur wenige Minuten oben in unserer Wohnung. Ivan und ich warten auf einer Bank im Eingangsbereich, er kommt zu uns hinunter und sagt, dass ich recht hätte, mein Lebensgefährte sei wirklich tot. Er sagt, wenn es irgendwie tröstlich wäre, dann sähe es so aus, als wärest du nicht mit Schmerzen gestorben, sondern friedlich im Schlaf. Es ist kein Trost.

Der Sanitäter möchte, dass ich mit hinauf in die Wohnung komme. Ich weiß, dass ich das tun sollte, ich weiß, dass ich wenigstens Ivans Windel wechseln sollte, doch ich kann mich nicht rühren. Ich will nie wieder da hineingehen.

Ich habe deinen Bruder angerufen, und dein Bruder hat deine Eltern angerufen. Ich habe meine Stiefmutter angerufen, und alle sind jetzt auf dem Weg, in rasendem Tempo reisen sie von den Orten an, wo sie bis eben noch einen ganz normalen Montagmorgen begonnen haben. Ich sage zu dem Sanitäter, dass ich im Eingang sitzen und warten möchte, bis jemand, den ich kenne, zu mir kommt. In Ordnung, sagt er. Berichtet, dass die Polizei unterwegs ist, und betont, dass es sich um ein Standardverfahren handelt, wenn junge Menschen überraschend sterben. Ich solle nicht glauben, dass ich verdächtig sei oder dass ein Verbrechen geschehen sei, sondern das sei einfach die Vorschrift. Er sagt noch mehr Sachen, aber sie erreichen mich nicht, denn jetzt

kommt eine Nachbarin die Treppe hinunter. Die Nachbarin hat ihr Kind dabei, und das Kind starrt uns an, die wir da auf der Bank neben den Briefkästen sitzen. Ich im Schlafanzug, Ivan in der Trage, der Sanitäter in einer schreiend neongelben Weste mit dunkelgrünem Overall darunter. Das Kind starrt uns neugierig an und fragt seine Mutter, wer wir sind, was passiert ist, wie wir heißen. Ich antworte nicht. Die Mutter des Kindes ebenso wenig. Auch der Sanitäter schweigt. Die Nachbarin beeilt sich, nimmt das Kind auf den Arm und geht schnell auf die Straße hinaus. Ich schaue auf den grauen Betonfußboden. Es fühlt sich nicht so an, als hätte ich noch ein Zuhause.

Die Polizisten kommen gleichzeitig mit deinem Bruder an. Ich weiß nicht, wie er das schafft, aber auf irgendeine Weise gelingt es ihm, das Kommando über die Situation zu übernehmen. Führt mich mit einem festen Griff um meine Schultern in die Wohnung hinauf. Ich sage, ich weigere mich, noch einmal ins Schlafzimmer zu gehen. Er sagt, das muss ich auch nicht, ich soll in der Küche bleiben. Die Polizisten möchten mir da ein paar kurze Fragen stellen.

In der Küche haben die Beamten angefangen, unseren Medizinschrank zu durchsuchen. Ich höre die Polizistin zu ihrem Kollegen sagen, hier gäbe es so viele Medikamente, dass man unmöglich wisse, wo man anfangen solle. Sie schaut meine rezeptfreien amerikanischen Schlaftabletten an und fragt, wem sie gehören. Ich sage, mir, und schäme mich, dass ich im Laufe der Jahre so viele Packungen davon angehäuft habe. Dass ich ausgerechnet Pillengläser aus den USA gesammelt habe. Dass ich fast niemals auch nur eine einzige von diesen Pillen genommen habe, aber trotzdem jedes Mal, wenn ich nach New York gereist bin, ein neues Glas gekauft habe. Es klingt total bescheuert, als ich das den

Polizisten zu erklären versuche. Es klingt wie etwas, was nur ein Verrückter tut. Die Polizistin nickt und sucht weiter. Sieht deine Medikamente durch und fragt, ob mir in der letzten Zeit etwas Besonderes an dir aufgefallen ist. Ich sage, nein. Sie fragt, warum wir rezeptpflichtige Schlaftabletten zu Hause hätten. Ich antworte, dass ich die verschrieben bekommen habe, um schlafen zu können, wenn ich zu viele Nächte hintereinander mit Ivan wach geblieben bin. Ich erkläre, wie er trinkt und dass er Nachtangst hat und dass es mir schwerfällt, zwischendrin wieder einzuschlafen. Ich bitte sie, die Verpackung zu öffnen, damit sie sieht, dass ich keine genommen habe, dass keine einzige Tablette fehlt. Es ist mir wichtig, sie soll sehen, dass ich keine genommen habe. Als sie die Verpackung öffnet, bekomme ich es plötzlich mit der Angst. Was, wenn sie leer ist? Was, wenn du dich umgebracht hast. Es ist das erste Mal, dass mir dieser Gedanke kommt. Es ist, als würden die Hände der Polizistin in Slow Motion arbeiten, als sie die kleine Schachtel mit einem roten Warndreieck öffnet. Der Blister ist voll.

Die Polizistin macht Notizen und leert eine Medikamentschachtel nach der anderen auf den Küchentisch. Ich frage, wann sie fertig sein werden, und die Frau erwidert mit sanfter Stimme, bald, wir müssen erst das hier machen. Es ist eine Standardprozedur.

Jetzt kommt meine Stiefmutter in die Küche. Sie hat sich sofort, nachdem sie vor einer knappen Stunde den Anruf erhalten hat, in Uppsala ins Auto geworfen, um herzukommen. Seit ich sie kenne, und das sind bald schon dreißig Jahre, ist sie eine Frau der Tat. Als sie mich neben den Polizisten am Küchentisch umarmt, weine ich zum ersten Mal heute. Sie weint auch. Ich winde mich aus ihrer festen Umarmung

und sage, dass sie sich jetzt um Ivan kümmern muss, dass er Frühstück und eine neue Windel braucht, dass ich das bisher noch nicht hingekriegt habe. Sie versteht und tut das, was mir in diesem Moment am meisten hilft. Als sie Ivan nimmt, merke ich, dass ich ihn fast krampfhaft festgehalten habe. Meine Hände wissen nicht, was sie tun sollen, wenn er nicht vor meinem Bauch sitzt. Mir ist übel. Meine Stiefmutter beruhigt Ivan, als er weint, sorgt dafür, dass er eine trockene Windel kriegt, spielt mit ihm an der Ecke des Esstisches, die nicht von Polizisten und Medikamentenschachteln belegt ist, und teilt mir mit, dass auch meine Mutter auf dem Weg ist. Als ich mich auf das Sofa im Wohnzimmer setze, höre ich Ivan lachen und sehe im Augenwinkel, wie meine Stiefmutter sich an einem Polizisten vorbeischlängelt, um an ein Glas Babynahrung im Kühlschrank zu kommen. Jetzt, da Ivan versorgt ist, versuche ich, mich zu entspannen und meine Gedanken zu ordnen. Es funktioniert nicht. Ich werde dieses Schlafzimmer nie wieder betreten, denke ich. Nie, nie wieder. Darüber hinaus ist mein Kopf leer.

Mai 2009

Du hast morgen Geburtstag, und du willst nicht darüber reden. Sagst, du fändest Geburtstage unwichtig und ich solle auf keinen Fall ein Geschenk kaufen. Erzählst, dass du Angst davor hast, Geburtstag zu haben, weil es dich daran erinnert, wie die Zeit vergeht, und dass du nicht das Gefühl hast, in den letzten Jahren etwas Denkwürdiges geschaffen zu haben. Du sagst, Geburtstage seien in ihrer Eigenschaft als Zeitmarkierungen eine anstrengende Erinnerung an deine Defizite als Mensch. Ich frage, welche Defizite du meinst, aber es ist dir unangenehm und du willst das Gespräch beenden. Sagst, dass du nun schon viel zu viele Jahre dasselbe gearbeitet, in derselben Wohnung gewohnt und so ziemlich dasselbe gemacht hast. Ich sage es nicht, denke aber, dass du komisch bist, denn bei den meisten, die ich kenne, ist das der Fall. Trotzdem feiern sie ihre Geburtstage. Und du hast jetzt schließlich mich kennengelernt. Wir sind doch wohl zusammen, oder? Das ist eine neue Sache, eine große Sache, oder nicht? Ich frage mich, warum du es nicht so siehst.

Wir sehen uns jetzt schon bald vier Wochen, und es macht mir Stress, dass ich nicht weiß, was ich dir zum Geburtstag schenken soll. Es ist doch komisch, eine Beziehung anzufangen, ohne sich etwas zum Geburtstag zu schenken. Ich entscheide, dass du irgendwas kriegen musst, weiß aber nicht, welche Richtung für eine Person die passende ist, die zwar sagt, dass sie nicht gefeiert werden will, die aber trotzdem das Beste ist, was mir in den letzten zehn Jahren pas-

siert ist. Ein schwieriger Balanceakt, und ich versuche, Hinweise darauf zu finden, was dir Freude machen könnte, was du brauchst und vermisst. Etwas Unaufgeregtes.

Deine Wohnung verrät so gut wie nichts darüber, was du brauchen könntest oder vielleicht gern hättest. Es scheint dir zu gefallen, so minimalistisch zu leben. Ich wage nicht, dir Kunst zu schenken. Möbel auch nicht, das wäre zu groß nach ein paar gemeinsamen Wochen. Vielleicht ein Küchengerät? Wie unglaublich langweilig. Hallo, hier komme ich mit meiner Liebe und einer ... gusseisernen Pfanne. Die Idee kommt nicht infrage. Ich denke über Kleidung nach, habe aber den Verdacht, dass du wählerisch bist und vermutlich alles umtauschen würdest, wenn ich falschliege. Was ich wieder persönlich nehmen und verletzend finden würde. Deine Garderobe ist fast ebenso minimalistisch wie deine Wohnung, während unserer gemeinsamen Zeit habe ich dich immer nur in drei karierten Hemden, ein paar weißen T-Shirts, einem dunkelblauen Kapuzenpullover und vielleicht drei Jeans gesehen. Ich muss oft denken, was für fantastische Jeansbeine du hast. Du hast bestimmt die tollsten Jeansbeine, die ich je gesehen habe. Ich frage mich, warum du mit diesen Beinen nicht Jeansmodel bist. Ich verliere den Faden. Beschließe, mit Kleidung zu warten, bis ich dich besser kenne.

Ich schaue heimlich in deinen Badezimmerschrank und stelle wenig erstaunt fest, dass er fast leer ist. Deine Flasche Aftershave aber ist voll. Dein Shampoo und die Seifen sind unansehnlich. Ich bleibe in deinem Badezimmer. Hier verbringst du viel Zeit.

Du liebst es zu duschen und tust es mehrmals täglich. Sagst, du könntest beim Duschen so gut denken. Auf Lösungen für Probleme im Job oder auch Existenzielleres

kommen. Jetzt ist es Zeit für eine Dusche, sagst du, und zwei Sekunden später bist du im Badezimmer verschwunden und lässt mich da, wo ich sitze oder liege, im Bett oder auf dem Sofa, meinen Körper immer noch nach deinem ausgerichtet, allein. Niemals hast du mich eingeladen, mit dir gemeinsam zu duschen, und ich wollte mich nicht aufdrängen. Einmal habe ich die Badezimmertür einen Spalt aufgemacht und dich da stehen sehen, abgewandt und nackt, deine langen und meiner Meinung nach perfekten Beine und deinen Hintern mir zugewandt, du, mit dem Wasserstrahl auf deine Brust gerichtet und den Blick fest auf die weiße Kachelwand. Du hast mich nicht bemerkt, und ich habe mich leise davongeschlichen, zurück zu meinem Platz auf dem Sofa, schmachtend. Habe zerstreut in einem Buch geblättert oder mit dem Handy gespielt, um nicht allzu verzweifelt zu wirken, wenn du zurückkommst. Ich überlege, ob du vielleicht einen Duschvorhang möchtest. Oder eine teure und luxuriöse Seife. Doch ich verwerfe meine Ideen schnell als komplett unsinnig.

Dein Geburtstag ist an einem Donnerstag, Christi Himmelfahrt, ein langes Wochenende. Wir erwachen nach einer alkoholisierten Nacht wie immer eng umschlungen, die Kleidung von gestern auf zerknautschten Haufen am Fußende des Bettes. Gestern war eine der ersten Gelegenheiten, wo wir uns zusammen draußen gezeigt haben, und als ich aufwache, zähle ich im Kopf die Personen zusammen, die uns jetzt gesehen haben. Ich bin stolz darauf, zu dir zu gehören, die Frau zu sein, um die du – nach eigener Aussage ein einsamer Wolf – jetzt in der Öffentlichkeit deinen Arm legst. Die du küsst, mit der du lachst. Ich finde, dass wir zusammenpassen. Lang und mager sind wir beide, im Aussehen

eher speziell als klassisch schön. Ich bilde mir ein, dass wir aus der Menge herausragen, und bei dem Gedanken überläuft mich ein wohliger Schauer.

Du schläfst immer noch, als ich in deine Küche schleiche, ein paar Brote schmiere und ein Glas Saft eingieße. Ein Tablett finde ich nicht, das wäre ein gutes Geschenk gewesen, stelle ich fest. Stattdessen habe ich eine Backform gekauft. Irgendwann hast du einmal gesagt, dass du fantastische Apfelkuchen machst und dass ich an dem Tag, wenn du mir einen machst, in Ohnmacht fallen würde. Mir ist einfach nichts Besseres eingefallen. Ich habe ein Taschenbuch gekauft, eine unterhaltsame Geschichte von Sachen, die man in der Oberstufe wahrscheinlich gelernt, aber dann vergessen hat, und dann die Backform. Meine Geschenke sind mir peinlich, aber jetzt stehen sie hier, neben einem Glas Orangensaft und zwei Broten. Ich gebe alles, um meine Scham zu ignorieren, hole tief Luft, begebe mich zum Schlafzimmer und hebe an zu singen.

Oktober 2014

Die Polizisten sind weg, und die Sanitäter haben das Staffelh Holz, das in diesem Fall wir sind, einem Gerichtsmediziner übergeben, der gekommen ist, um die Todesursache zu bestätigen. Zumindest nehme ich an, dass dies seine Aufgabe ist. Ich nehme nur Fragmente der Sätze, die an mich gerichtet werden, wahr, die Wörter fließen irgendwo außerhalb meines Kopfes, und wie sehr ich auch zuzuhören und zu verstehen versuche, gelingt es mir doch nicht. Doch ein Arzt ist vor Ort, ist in dein Zimmer gegangen, wird deinen Körper untersuchen und nachsehen, wann du gestorben bist. Warum du gestorben bist.

Deine Mutter, dein Vater, dein großer Bruder und dein Neffe sind jetzt bei uns. Meine Stiefmutter ist bei Ivan, in der Nähe und ständig bereit, einzuspringen, wenn ich sie brauche. Zwischendrin weint sie immer wieder, sie hat meinen Vater verloren, als meine kleine Schwester so alt war, wie Ivan jetzt ist, und sie erinnert sich, wie das war. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, verhält sie sich jetzt operativ und praktisch. Tut das, was am meisten gebraucht wird. Konzentriert sich auf Ivan. Auf Dinge, die erleichtern. Spielt mit ihm, hält ihn satt und trocken. Überlässt ihn mir, wenn er trinken will. Nimmt ihn dann wieder zurück und setzt ihre stille Arbeit fort.

Dein Vater bricht manchmal in Geheul aus, eine Art abgründiges Weinen. Dazwischen redet er, gebetsmühlenartig, seine Stimme dominiert den Raum, in dem er

umherwandert, sich setzt, wieder aufsteht, weitergeht, zu verstehen versucht. Ich möchte ihn und seine Stimme ausknipsen. Es ist unbegreiflich, sagt er wieder und wieder. Vollkommen unbegreiflich. Ich will, dass es still wird. Deine Mutter ist still. Ihr Blick ist nicht anwesend. Meiner auch nicht. Ich richte ihn auf verschiedene Punkte im Zimmer, doch keiner davon bedeutet mir etwas. Ich registriere fast nichts. Dein Bruder hat die Rolle des Projektleiters übernommen und wird nun zu meinem Beschützer. Er hält mich im Arm, spricht mit mir im Flüsterton, der nicht in den Ohren gellt, sorgt dafür, dass ich Wasser trinke. Und jetzt kommt der Arzt aus deinem Schlafzimmer, unserem Schlafzimmer. Ich möchte mich übergeben, will absolut nicht hören, was er zu sagen hat. Ich flüstere deinem Bruder zu, dass ich nicht vorhabe, ins Schlafzimmer zu gehen. Ich weiß, dass der Arzt der Meinung ist, dass ich das tun soll.

Der Arzt ist der Meinung. Er setzt sich neben mich und spricht langsam. Sieht aus, als würde er zu einem Kind sprechen oder einem Tauben oder jemandem, der nicht versteht. Er artikuliert deutlich, und mir ist klar, dass er versucht, sich zwischen alles zu drängen, womit ich mich abgeschotet habe. Er hat das schon viele Male getan.

Carolina, hören Sie mir zu, ich werde Ihnen erzählen, was ich zu dem sagen kann, was passiert ist. Sind Sie bei mir? Sie dürfen alle Fragen stellen, die Sie möchten, und ich werde versuchen, so zu antworten, dass Sie mich verstehen. Aksel ist heute Nacht im Schlaf gestorben, vermutlich nur eine Stunde, bevor Sie ins Zimmer gekommen sind. Ich kann heute noch nicht sagen, warum er gestorben ist. Sein Körper verrät es uns nicht. Wahrscheinlich hat sein Herz aufgegeben. Wir werden noch mehr Untersuchungen

durchführen müssen, um die Todesursache festzustellen. Aber, Carolina, hören Sie, er ist ohne Schmerzen gestorben, hören Sie, er hatte keine Schmerzen, als er starb. Es ist im Schlaf passiert, er hat genauso geschlafen wie jede Nacht. Es ist wichtig, dass Sie mir jetzt zuhören, nach einer Weile, wenn alles einsinkt, ist es meist gut, das zu wissen. Er ist gestorben, ohne Schmerzen zu haben, und wahrscheinlich ist er nicht einmal aufgewacht. Und ich möchte, dass Sie das jetzt verstehen, Carolina, es hätte nichts geändert, wenn Sie im Zimmer gewesen wären, als es passierte. Sie hätten ihn nicht retten können. Wenn ein Herz so stehen bleibt, wie es das bei Aksel getan hat, dann können wir meist nichts tun. Nicht einmal, wenn der Patient in einem Krankenhaus liegt, wenn es passiert, ist sicher, dass man ihn bei dieser Art Herzstillstand rettet. Ich kann Ihnen heute nicht sagen, warum sein Herz stehen geblieben ist, doch manche Herzen tun das. Man nennt es akuten Herzstillstand. Er sieht nicht so aus, als ob er gelitten hätte. Und Sie hätten nichts tun können, um die Situation zu verändern, auch nicht, wenn Sie neben ihm gelegen oder die Ambulanz früher gerufen hätten. Es wird jetzt bald ein Wagen kommen und Aksel in die Gerichtsmedizin in Solna bringen, und das wird für Sie nicht sehr angenehm aussehen. Ich denke, dass Sie hier wegfahren sollten. In der Gerichtsmedizin werden die Ärzte seinen Körper obduzieren und Untersuchungen vornehmen, um die exakte Todesursache festzustellen. Sie werden eine Kontaktperson bei der Polizei bekommen, die Sie anrufen und der Sie Ihre Fragen stellen können. Ich verstehe, dass das hier jetzt grade viel ist. Aber bevor wir Aksel mitnehmen, möchte ich, dass Sie ins Schlafzimmer gehen und sich von Aksel verabschieden, das ist meist ...

Nein.

Nein.

Nein.

Ich schaffe das nicht.

Ich erwache aus meinem passiven Nebel, in dem ich mich aufs Äußerste angestrengt habe, dem Arzt zuzuhören und zu verstehen, was er sagt. Jetzt ist er bei dem Augenblick angekommen, den ich gefürchtet habe. Ich will da nicht reingehen.

Ich brauche das nicht. Ich schaffe das nicht, sage ich. Ich habe es getan, als Papa gestorben ist, und ich habe es getan, als Oma gestorben ist, aber diesmal schaffe ich es nicht. Es geht nicht.

Ich breche zusammen. Ich zittere beim Weinen, und es kommen Rotz und Spritzer raus, und ich versaue das Hemd deines großen Bruders, als er mich fest in den Arm nimmt. Ich verschwinde in seinen Armen und will nie wieder da raus. Du schaffst das, sagt er, flüstert es mir ins Ohr, und wahrscheinlich ist da auch Rotz reingelaufen, aber er flüstert weiter und hält mich fest im Arm. Wir gehen zusammen rein, sagt er. Wir machen das. Es ist wichtig.

Ich weiß nicht, wie lange wir dastehen. Aber deine Eltern, meine Stiefmutter und Ivan waren irgendwie schon bei dir drin. Sie schließen sich um uns, wie wir dastehen, umringen uns in einer linkischen Umarmung, die mich fast erstickt, ich kriege keine Luft, ich habe ihre Arme überall um mich und ich kann nicht atmen. Sie sagen, dass es da drinnen gut war, dass du friedlich aussahst und dass es gut für mich ist, wenn ich reingehe.

Ich gebe auf. Ich muss aus der Umarmung rauskommen, wieder eigene Luft atmen können, und ich werde aus dem

hier nicht rauskommen, wenn ich nicht ein letztes Mal zu dir hineingehe. Dein großer Bruder hält mich fest und wir gehen hinein, zusammen, für einen letzten Abschied. Als wir über die Schwelle treten, schließe ich fest die Augen.

Mai 2009

Wir sind den ganzen Tag spazieren gegangen, und kurz nach Mittag hast du gesagt, dass dies der beste Geburtstag war, seit du denken kannst. Im Tantalunden haben wir gepicknickt, und du hast meine Hand gehalten. Da hast du zum ersten Mal entdeckt, dass ich an den Nägeln kaue. Du hast sie angeschaut, die Körperteile von mir, für die ich mich am meisten schäme, die von meiner Nervosität und meinem Mangel an Selbstkontrolle zeugen, aber du schienst nicht angeekelt. Du hast geschaut, geküsst, über die rauen Kanten meiner kurzen Nägel gestrichen und hast nach einer Weile eher feststellend als verurteilend gesagt, dass ich Gitarrenfinger habe. Mein Herz pochte vor Scham, und ich merkte, wie ich errötete. Ich hasse es, wenn jemand meine Hände aus der Nähe betrachtet, aber nun warst du da, und es musste getan werden. Meine Absicht ist, dass meine Finger und ich ein wiederkehrendes Moment in deinem Leben werden. Ich will nämlich, dass meine Hände von jetzt ab exakt die ganze Zeit mit deinem Körper in Kontakt sind.

Nun ist Nachmittag, und plötzlich verändert sich deine Laune. Ich kann nicht deuten, was passiert. Du lachst nicht mehr, wenn ich Witze mache, und dein Blick bleibt immer öfter in der Luft hängen. Ebenso deine Beiträge zu unserem Gespräch. Du scheinst über etwas nachzudenken. Hast aufgehört, mich im Gehen zu umarmen. Ich bemühe mich, ungezwungen zu wirken, rede mehr als vorher, mache mehr Witze als vorher, aber du bist nicht mehr bei mir.

In dem Versuch, die Situation und den Rest des Tages unter Kontrolle zu bringen, schlage ich vor, dass wir in einem Gartenlokal, das zu einem Nachtclub gehört, den wir beide mögen, zu Abend essen. Da spielt heute Abend eine Band, deren Sänger ich kenne und von der ich hoffe, dass du sie mögen wirst. Ich fange an, von der fantastischen Stimme des Sängers zu erzählen, ziehe Parallelen zu Neil Young, berichte verlockende Anekdoten aus dem Privatleben des Sängers. Du siehst mich an, plötzlich ganz da, und unterbrichst meinen Wortfluss.

Wenn es für dich okay ist, würde ich gern nach Hause gehen und heute Abend allein sein, sagst du.

Ja, klar ist das okay, logo, absolut, sage ich. Ein wenig übereifrig. Meine das Gegenteil.

Dann geht alles schnell, der Ausgang des Abends ist bereits beschlossen, wir haben entschieden, dass wir ihn getrennt verbringen werden, also warum nicht gleich damit anfangen, scheinst du zu denken. Ich finde, du wirkst erleichtert. Auf dem Hügel der Hornsgatan bekomme ich einen schnellen Kuss auf die Wange, dann sehe ich, wie sich dein Rücken und deine langen, perfekten Jeansbeine in schnellem Takt nach Hause bewegen. Ich sehe, wie du im Gehen die Kopfhörer in die Ohren steckst und dann die Kapuze des Pullovers über den Kopf ziehst. Bilde mir ein, dass deine Schritte jetzt leichter sind, dein Rücken sieht fast glücklich aus. Ich bleibe stehen und sehe dir nach, bereit zu winken, falls du dich umdrehen solltest. Du drehst dich nicht um. Deine Silhouette verschwindet auf der Hornsgatan, und als du so klein bist, dass du von Passanten verdeckt wirst, wende ich mich auch um. Ich habe keine Ahnung, was da grade passiert ist, und ich frage mich, wann wir wieder voneinander hören werden.

Ich gehe aus und feiere deinen Geburtstag ohne dich. Treffe ein paar Freunde in einem Gartenlokal und kann für den Rest des Abends und der Nacht an nichts anderes denken. Meine gute Laune ist wie weggeblasen. Ohne dich an meiner Seite habe ich keinen Spaß mehr. Und jetzt bist du zu Hause. Glaube ich. Du schienst froh, nach Hause zu gehen, froh, von mir wegzugehen. Du wirst nicht vor morgen von dir hören lassen, das spüre ich. Es tut weh.

Oktober 2014

Ich streichele deine Wange, als du da auf dem Bett liegst. Es fühlt sich nicht wie du an. Es ist ein Körper, dein Körper, aber du bist nicht mehr da. Der Arzt scheint deine Hautfarbe ausgeglichen zu haben, vielleicht hast du eine Lage Puder auf deinen Wangen. Deine Augen sind jetzt geschlossen und dein ganzer Körper liegt unter der Decke. Kein Fuß schaut mehr am Fußende heraus. Du liegst da und bist tot, und ich begreife, dass alles dazu da ist, dass meine letzte Erinnerung an dich eine schöne sein soll, wie du jetzt aussehst, als würdest du in Frieden ruhen. Ich weiß auch, dass es niemals so sein wird. Jetzt bist du nur noch ein Körper. Ein Körper, den ein Arzt aufgehübscht hat, damit wir von ihm Abschied nehmen können.

Du siehst nicht mehr so aus wie du. Du siehst aus wie alle anderen, die ich schon tot gesehen habe. Du siehst aus wie mein Papa und meine Oma aussahen, als sie tot waren. Glatt und still liegst du da. Zurechtgelegt, kühl, bleich und ... nicht da. Ich wusste schon, als ich die Augen aufmachte, nachdem dein Bruder mich zum Bett geführt hat, dass du genau so aussehen würdest. Und ich weiß, dass ich dich als Toten nicht so in Erinnerung behalten werde. Ich bin dir als Totem bereits begegnet. Da waren nur du, ich und Ivan dabei.

Ich vermisse dich, wie du heute Morgen aussahst. Ich vermisse deine schrumpelige Wange, dein halb geöffnetes Auge, deinen kühlen Knöchel und deine seltsame Stellung,

in der du nach vorn gefallen im Kissen lagst. Ich vermisse dich, wie du vorhin aussahst. Ich vermisse das Letzte von dir, was privat war, den letzten Augenblick, als nur wir da waren.

Ich streiche dir über die Wange und wispere mein Tschüs. Sehe mich selbst von außen und schäme mich dafür, dass ich nicht mehr weine, als ich es tue. Dein großer Bruder weint jetzt, zum ersten Mal, seit er hergekommen ist, rinnen die Tränen über seine Wangen. Er unterdrückt sein Weinen, als er mit dir spricht, aber die Stimme bleibt erstickt. Er beugt sich zu dir herab. Tschüs, kleiner Bruder, sagt er. Küsst dich auf die Stirn. Mein kleiner Bruder, flüstert er. Umarmt dich vorsichtig, ohne die Decke anzuheben oder deine Arme zu berühren. Sein Gesicht ist neben deinem im Kissen vergraben. Mein geliebter Bruder, höre ich aus dem Kissen.

Ich wende meinen Blick ab, habe das Gefühl, im Weg zu sein, wie ein unfreiwilliger Eindringling in einem intimen Moment. Ich will, dass wir rausgehen. Ich wusste, dass es sich so anfühlen würde. Ich habe es aus Pflichtgefühl getan. Jetzt ist es erledigt. Dein Bruder streicht dir ein letztes Mal über die Wange. Wir verlassen das Zimmer, und es ist das letzte Mal, dass ich dich sehe.

Juni 2009

Wir gehen über eine Wiese und kommen an einer Pferdekoppel vorbei. Es fühlt sich an, als wären wir auf dem Land, dabei sind wir nur achtzehn Minuten vom Gullmarsplan in Stockholm mit dem Bus gefahren. Du willst mir dein Elternhaus zeigen und erzählst begeistert von jedem kleinen Grasbüschel, Graben und Hügel, an dem wir vorbeikommen. In dem Haus dahinten wohnte ein komischer Alter, als wir klein waren, erzählst du und zeigst auf eine verfallene Baracke auf einer Anhöhe. Da habe ich mich einmal auf dem Weg nach Hause von einem Fest hingelegt und geschlafen, sagst du und zeigst auf den Straßenrand neben einem tiefen Graben. Auf der anderen Seite des Grabens liegt eine Pferdeweide. Ich bleibe stehen, springe über den Graben, stelle mich an den Elektrozaun und versuche, eines der Pferde, die ein Stück entfernt weiden, heranzulocken. Sie kommen nicht. Es ist Anfang Juni, und das Gras auf der Weide ist hellgrün. Kein Pferd scheint irgendeinen Nutzen darin zu sehen, sich dem Elektrozaun zu nähern, an dem ich stehe und rufe. Ich bin enttäuscht. Es wäre schön gewesen, an einer Pferdeschnauze zu schnüffeln, außerdem will ich Atem schöpfen und den letzten Moment, an dem wir heute allein sind, ausdehnen. Gleich werde ich zum ersten Mal deine Eltern treffen. Ich bin ein bisschen nervös.

Es hat mich erstaunt, als du mich gefragt hast, ob ich mit dir hierherkommen möchte. Wir sind noch nicht so lange zusammen. Soweit ich weiß, bezeichnest du dich noch nicht

als meinen Freund. Und mich nicht als deine Freundin. Ich bin jemand, mit dem du »abhängst«, habe ich gehört. Du »magst« mich. Trotzdem willst du mich gern mit zu deinen Eltern nehmen, mich ihnen vorstellen. Das erstaunt mich. Es fällt mir schwer abzuschätzen, wie dein Einsatz ist. Mit Bekenntnissen bist du geizig, aber die Eltern soll ich sofort treffen. Die Rechnung geht nicht auf, ich weiß nicht, wo wir stehen. Und ich fürchte, das macht mich noch verliebter in dich.

Ansonsten redest du nicht viel von deinen Eltern. Hast früh erklärt, dass du unter keinen Kindheitstraumata leidest, dass es überhaupt nichts Besonderes zu erzählen gäbe. Ich dachte reflexartig, dass in der Regel doch diejenigen, die das sagen, die größten Traumata haben. Ich selbst bin der Meinung, eine ganze Reihe davon mit mir rumzutragen. Meine Eltern haben sich scheiden lassen, als ich acht Jahre alt war, und ich war am Boden zerstört, als meine Mutter aus unserem Haus in eine nahe gelegene Wohnung zog. Als ich neun Jahre alt war, verliebte sich mein Vater in die Mutter meiner Brieffreundin, und auch darüber war ich am Boden zerstört. In einer neuen Familienkonstellation verließen wir Stockholm, als ich zwölf Jahre alt war, und zogen auf einen Bauernhof in Västmanland. In den Teenagerjahren entfernte ich mich allmählich immer mehr von meiner Mutter. Mein Vater bekam Krebs, als ich siebzehn war, und starb, als ich achtzehn war. Wenn jemand gefragt hat, habe ich meine Kindheitstraumata immer wie auf einem Büfett präsentiert. Ich trage sie wie kleine Schmuckstücke und frage mich, warum du das nicht auch tust. Ist es wirklich möglich, dass du gar keine hast?

Seither habe ich versucht, an Informationen zu kommen. Wo wurdest du geboren? Wer sind deine Eltern? Leben die

wirklich zusammen, seit sie Teenager sind, und haben vier Kinder auf die Welt gesetzt, mit 24 Jahren Altersunterschied zwischen dem ersten und dem letzten? Wie sah deine pubertäre Revolte aus? Hattest du keine? Was hast du in deiner Freizeit gemacht? Wer warst du in der Grundschule, in der Mittelstufe, im Gymnasium? Wer waren deine Lieblingsgeschwister und warum? Wer hat dir zum ersten Mal das Herz gebrochen? Wer hat dich erzogen, woher kommst du, worüber habt ihr am Esstisch geredet? Wie wurdest du, wie du bist?

Dadurch, dass ich dir immer öfter körperlich nahe bin, habe ich in den letzten Wochen den Schluss ziehen können, dass du deiner Mutter am nächsten stehst. Ihr scheint oft zu telefonieren, fast jeden Tag. Wenn ihr sprecht, klingst du oft kurz angebunden, fast unfreundlich. Sagst ihr, sie solle nicht in den Hörer rauchen und zur Sache kommen und du wüsstest schon, was sie erzählen wolle. Manchmal klingt es, als würdest du sie als störend empfinden, obwohl du selbst sie angerufen hast. Ich habe gehört, wie du sie angerufen und binnen einer Minute abgefertigt hast. Doch jedes Mal beendest du das Gespräch mit »Küsschen« und manchmal sagst du sogar »Hab dich lieb«, ehe ihr auflegt. Manchmal rufst du direkt nach dem Auflegen wieder an und entschuldigst dich, weil du ungehalten warst. Das erstaunt mich alles. Ich bin sehr neugierig auf deine Eltern. Jetzt werde ich es bald erfahren, und plötzlich will ich den Augenblick lieber für später aufsparen.

Nach einer Viertelstunde zu Fuß sind wir da. Wir biegen von dem kleinen Waldweg ab, und vor uns liegt ein kleines braunes, viereckiges Haus ganz hinten in einem großen Garten. Das Haus wirkt in die Jahre gekommen, auf der Fassade

sind Flecken und auf den Dachpfannen wächst das Moos. Ein Kiesweg führt zum Haus hin, rechts und links Rasen. Auf der einen Seite Apfelbäume. Auf der anderen ein riesiger Himbeerhain, der längste, den ich je gesehen habe. Ich zähle fünf Reihen, über zehn Meter pro Reihe, und Büsche, die höher reichen, als du groß bist. Sie müssen mindestens zwei Meter hoch sein. Du lässt meine Hand los und gehst in die Himbeeren, um die Büsche aus der Nähe zu betrachten. Ich stehe daneben, sage »Oha« und »Wow«. Plötzlich ist dein Vater da.

Mit zerzaustem Haar, Hakennase, Brille auf der Nasenspitze, fleckigen Werkstattklamotten, Schmutz unter den Fingernägeln und einer Bassstimme, die in keiner Weise an deine etwas helle und sanfte Stimme erinnert, gibt er den Anschein, genau das zu sein, was er ist: ein Lehrer. Für Werken. Seine hellblauen Augen sehen mich direkt an, weichen nicht aus, er ist neugierig und streckt die Hand vor. Sein Handschlag ist fest, meine Hand fühlt sich in seiner wie die eines Kindes an. Es tut ein wenig weh, als er meine Hand packt. Er hält lange fest. Ich versuche, auch zu drücken, aber das geht nicht. Meine Hand ist dadrinnen verkrümmt.

Dein Vater begrüßt mich und schließt sich dann dir an, der du noch im Himbeerbeet stehst und die Büsche dieses Jahres betrachtest. Dann folgt eine lange Ausführung über die zu erwartende Ernte dieses Jahres. Man kann unsere Himbeerbüsche auf Google Earth sehen, berichtet dein Vater mit Stolz in der Stimme. Und erzählt weiter von den Himbeeren. Wie das Wetter im Winter und im Frühjahr jede Ernte beeinflusst. Wie er die Büsche düngt. Dass in einem schlechten Jahr die Himbeeren nur durch den Winter reichen, und ich muss wissen, dass ihr jeden Tag in der Woche Himbeeren zu den Frühstückspfannkuchen esst. Dein Vater

fragt, ob du erzählt hast, dass du deine ganze Kindheit lang jeden Tag Himbeeren zum Frühstück gegessen hast. Das hat er, werfe ich ein, eifrig bemüht, deinen Vater in seinem Stolz über die Himbeeren und die riesigen Büsche zu bestätigen. Dein Vater kichert zufrieden, redet weiter, unermüdlich. Wir haben eine zusätzliche Kühltruhe in die Werkstatt gestellt, nur für die Himbeeren, erzählt er. Es gibt keine besseren Himbeeren als unsere, prahlt er. Bald wirst du sie selbst probieren können, verspricht er.

Wir stehen eine ganze Weile da. Die Begeisterung und der Wortschwall deines Vaters beruhigen mich. Er erzählt gern, ich höre gern zu. Fühle mich ein. Die Dynamik passt mir ausgezeichnet. Dein Vater hat einen warmen und unverstellten Blick, fast wie ein Kind. Wenn du dich über ihn lustig machst, lacht er auch. Ich denke: Das hier wird unproblematisch werden. Und ich begreife, woher du das Unverstellte hast, deine Fähigkeit, nichts zu umschreiben, immer direkt zur Sache zu kommen, auch wenn es schwierig ist.

Die Himbeertour ist zu Ende, als du deinen Vater unterbrichst und sagst, jetzt gehen wir rein. Dein Vater fragt mich, ob ich Kaffee trinke, und etwas in seinem Blick verrät, dass es eine Frage von Bedeutung ist. Als ich ja, gern, antworte, strahlt er wie eine Sonne, sagt, endlich jemand in diesem Haus, der mit mir Kaffee trinken will, hakt mich unter, und wir gehen gemeinsam auf das Haus zu.

Oktober 2014

Es ist immer noch Vormittag, fühlt sich aber an, als wäre ich schon ein Leben lang wach. Viertel nach elf ist es, und der Gerichtsmediziner hat uns eben gebeten, die Wohnung zu verlassen, damit wir nicht sehen müssen, wie der Leichenwagen dich abholt und mit dir in die Gerichtsmedizin fährt. Bald wirst du obduziert werden. Man will die Todesursache feststellen. Ausschließen, dass du eines nicht natürlichen Todes gestorben bist. Was auch immer in diesem Zusammenhang als natürlich betrachtet wird. Ich bin mir da nicht sicher. Aber ich verstehe es so, dass du jetzt Teil einer polizeilichen Ermittlung bist, dass es so immer funktioniert, wenn ein junger Mensch plötzlich und unerwartet verstirbt, dass die polizeiliche Ermittlung zum Standardverfahren gehört und dazu da ist, den Verstorbenen und seine Angehörigen zu schützen. Man will sichergehen. Es kann Monate dauern, bis man sicher ist. Bin ich vielleicht auch ein Teil der polizeilichen Ermittlung? Womöglich bin ich die Hauptverdächtige für ein Verbrechen im Zusammenhang mit deinem Tod? Ich weiß es nicht. Ich verstehe nichts. Ich bin außerstande, darüber nachzudenken.

Träge und ungeordnet bewegen wir uns in der Wohnung, deine Mutter, dein Vater, dein großer Bruder und ich. Versuchen zu kapieren, wohin wir gehen müssen. Unfähig, weiter voranzudenken als die nächsten Stunden, einigen wir uns darauf, uns im Haus deines Bruders zu versammeln, eine Viertelstunde mit dem Auto von hier entfernt. Jetzt

müssen wir nur noch kapieren, wie wir dorthin kommen. Können dein Bruder und dein Vater jetzt Auto fahren? Wage ich es, zusammen mit Ivan bei einem von ihnen mitzufahren? Welche Alternativen gibt es? Sich in eine U-Bahn oder einen Bus zu setzen erscheint unmöglich. Ich beginne, eine Tasche zu packen.

Ivans Windeln. Ein paar Gläser Babynahrung. Andere Sachen für mich, für Ivan. Ich habe keine Ahnung, wo ich heute Nacht schlafen werde. Ich bin ungeheuer träge im Kopf und bleibe, leer in die Luft starrend, in den Zimmern, zwischen denen ich mich bewege, hängen. Das Schlafzimmer vermeide ich. Ivan plappert immer noch fröhlich bei meiner Stiefmutter, die ein Telefongespräch nach dem anderen führt, um einen Kindersitz für ihr Auto zu besorgen, weil sie begriffen hat, dass sie von jetzt an einen brauchen wird, und noch nie lange nachgedacht hat, bevor sie an eine Sache einen Knopf macht. Zwei meiner Freundinnen sind bereits auf dem Weg zu einer gut sortierten Tankstelle, um ihr einen zu kaufen. Ich höre Fragmente von Telefongesprächen und von direkt an mich gerichteten Wörtern, kriege sie aber nicht zusammengepuzzelt. Bin gestresst, weil die Fahrer des Leichenwagens bald in unserem Flur stehen werden. Will sie nicht sehen, will den Wagen nicht sehen, versuche, mich zu beeilen.

Juni 2009

Deine Mutter ist schön und wirkt neben deinem exzentrischen Vater nachgerade kühl. Auch ihre hellblauen Augen leuchten klar in ihrem Gesicht, so wie bei dir und deinem Vater. Ich ertappe mich dabei, wie ich überlege, ob es vielleicht das war, was sie bei ihrer ersten Begegnung als Teenager ineinander sahen. Die Blicke strahlend hellblauer Augen, die sich irgendwann zu Beginn der Sechzigerjahre treffen. Das ist ein schönes Bild.

Deine Mutter hat hohe Wangenknochen, rote Lippen, rabenschwarzes zu einer hohen Frisur aufgestecktes Haar und lange dunkelrote Nägel. Ihr schlanker Körper sieht aus, als würde er eher einer Frau in meinem Alter gehören, nicht einer Fastrentnerin, die vier Kinder geboren hat. Sie trägt ein schwarzes Kleid und eine wadenlange dunkelgraue Strickjacke. Sie ist wirklich elegant. Neben ihr komme ich mir vor wie eine Pennerin. Verglichen mit deinem Vater wirkt sie kontrolliert, würdevoll, insgeheim beobachtend. Und sie beobachtet mich, allerdings diskreter, als dein Vater es tut, und ich werde aus meiner Rolle des passiven Besuchers gezwungen, der selbst beobachtet. In der Begegnung mit deiner Mutter möchte ich mich beweisen. Zeigen, was ich kann. Was auch immer ich kann. Vielleicht ihres Sohnes würdig sein.

Die Stimmung in der Küche, wo dein Vater mit dem Kaffee herumwirbelt und deine Mutter höflich Konversation betreibt und du dich rastlos zwischen Küchentisch und Kühlschrank

bewegt, vermittelt mir den Eindruck, dass es das erste Mal ist, dass du eine Freundin mit hierherbringst. Oder jemanden, mit dem du »abhängst«, um deinen Ausdruck zu verwenden. Alle schleichen vorsichtig umeinander und vor allem um mich herum. Manchmal wird es still, und wenn plötzlich jemand spricht – meist dein Vater –, unterbricht er jemand anders – meist deine Mutter –, die eben Atem geholt hat, um die Stille zu durchbrechen und selbst etwas zu sagen. Sag du. Nein, sag du. Nein, sag du, meins war nicht wichtig. Lachen.

Wir werden für eine Hausbesichtigung aus der Küche vertrieben, und ich bekomme die ganze Geschichte erzählt, wie sie hierherzogen, als du sechs oder sieben Jahre alt warst. Davor hatten sie in einem fantastischen Haus in einem großen Kollektiv an einem See gewohnt. Doch in den Achtzigerjahren wollte die Gemeinde Haus und Grund zurückhaben, und ihr habt das hier bekommen. Das musste genügen. Dein Vater betont, nichts gegen das Kollektiv oder das riesige Haus am Wasser, aber hier durftet ihr bleiben. Und hier habt ihr es dann doch sehr gut gehabt.

Im Haus verdunkeln Hunderte Topfpflanzen die Fenster, und es sieht aus wie in einem Dschungel. Die Bücherregale sind so vollgestopft, dass es scheint, als würden die Wände im Wohnzimmer aus Büchern und sonst nichts bestehen. Sechs Katzen bewegen sich lässig durch den Raum, hüpfen auf Möbel hinauf und hinunter, ruhen auf dem Sofa und benutzen das Küchenfenster als Ausgang erst auf den Balkon und dann in den Garten. Deine Eltern zählen ihre Namen und Persönlichkeiten auf, und obwohl das ein sinnloses Projekt ist, weil ich mit Namen so schlecht bin, versuche ich, sie mir zu merken. Deine Eltern lieben ihre Katzen, das sieht man deutlich. Beschreiben ihre Persönlichkeiten, als wären es die ihrer Kinder.

Und nach den Wänden zu schließen lieben sie auch ihre Literatur. Ich schaue über die Regale und entdecke eine beeindruckende Mischung. Dicht an dicht Romane, Krimis, politische Bücher, Biografien und mein Steckenpferd: Psychologie. Viele Bücher über Psychologie. Wahrscheinlich, weil deine Mutter als Therapeutin arbeitet. Ich beginne, in einem davon zu blättern, und dein Vater verschwindet in die Küche, um weiter Kaffee zu kochen. Du folgst ihm. Ich höre, wie ihr anfangt, über Politik zu sprechen. Etwas über Per Albin Hansson und das schwedische Volksheim. *Volks-gemeinschaft*, übertönt dein Vater den Wasserkocher in der Küche, und ich nehme fragmentarisch wahr, wie ihr zur Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei übergeht. Ich habe schon bemerkt, dass du dich sowohl für Politik als auch für Geschichte zu interessieren scheinst, und das hat mir das Gefühl vermittelt, wenig Allgemeinbildung zu besitzen und dumm zu sein, also habe ich, wenn wir allein waren, jedes Mal das Thema gewechselt. Jetzt diskutierst du mit deinem Vater in der Küche. Ich bleibe noch ein wenig bei den Psychologiebüchern.

Deine Mutter leistet mir Gesellschaft. Wir sprechen über das Buch, das ich in der Hand halte. Sie fragt, ob das Thema mich interessiert, und ich antworte, dass es das tut. Offenbare, dass ich davon träume, irgendwann einmal Psychologie zu studieren. Sie nickt interessiert, stellt Folgefragen über meine jetzige Arbeit. Ich gebe ihr eine kurze Zusammenfassung meiner beruflichen Laufbahn, erzähle von den Jahren im Buchhandel und dem kurzen Gastspiel in der Filmbranche, von den Zeitungen, für die ich geschrieben habe, und dass ich jetzt in der Musikbranche und für Konzerte arbeite. Sie fragt, was das praktisch bedeutet, und ich berichte ihr. Lange Abende und viel Arbeit. In der